

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 38

Artikel: Die missbrauchten Liebesbriefe [Fortsetzung]
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 38 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 18. September 1920

Die Chronik.

Von E. Oser.

In meiner Seele tief verborgnen Saiten,
Die mir wie eine Chronik aufgeschlagen,
Begrüss ich längst verblichene Gestalten
Aus lieben, alten, jugendfernen Tagen.

Der Eltern Arme stehn, wie einst, mir offen,
Den Sohn, zum Mann gereift, warm zu empfangen,
Der mit der Kindesbitte und dem Hoffen
So manchesmal an ihrem Hals gehangen.

Die Brüder alle und die lieben Schwestern
Sie kommen als Gespielen mir entgegen
Mir ist, als sei das lange Einst ein Gestern —
Und überschäumend will mein Herz sich regen.

Wenn ich die Freunde hör', die vielgetreuen,
Mit ihren Liedern, die schon lang verklungen,
Mit ihrem Wort, dem lachenden Zerstreuen,
Das jedem Tag sein Frohes abgerungen.

Und in dem Spiegel zweier heller Sterne
Seh' ich ein holdes Bild vor mir erstehen,
Das mir gelacht, als in die blaue Ferne
Mich zog ein liebendes Zusammengehen.

So les' ich viel in den vergilbten Blättern,
Die mir des Abends oft aufs Neue grünen,
Und zweifelnd fragen mich die goldenen Lettern
Nach meinem Jugendmut, dem hohen, kühnen.

Dann tönen voll der Seele helle Saiten,
Und wenn zum Schummer ich die Chronik schließe,
Ist mir, als ob von Jugendfeligkeiten
Sich neues Leben in mein Herz ergieße.

Die mißbrauchten Liebesbriefe.

Von Gottfried Keller.

Die Unterredung, welche zwischen diesen beiden Geistern nun erfolgte, ist nicht zu beschreiben; genug, als sie zu Ende war, fühlte Biggi sich getröstet und durchaus für Rätter eingenommen. Am meisten hatte sie ihn gerührt, als er ihr die Geschichte mit den Briefen erzählte und den ganzen Haufen vorwies. Sie hatte kein Wort erwidert, sondern nur geseufzt und einige stille Tränen vergossen, und zwar ziemlich aufrichtig, weil sie bedachte, wieviel weiser und geschickter sie für eine solch glückliche Stellung eingerichtet gewesen wäre; denn sie schrieb für ihr Leben gern Briefe.

Zum Schluß stellte sie mit der Magd ein Verhör an, besichtigte die Küche, gab einige überflüssige Anweisungen und stieg endlich, das Kleid aufnehmend, mit großen Umständen und laut sprechend die geräumige Treppe hinunter, welche ihr, verglichen mit ihrer Hühnerstiege zu Hause, ausnehmend wohl gefiel. Der angehende Witwer begleitete

sie bis auf die Straße, und es fand ein gespreizter und ansehnlicher Abschied statt.

„Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Leut'!“ sagte ein Seldwyler, der eben vorbeiging und den stattlichen Auftritt besah.

Der Unglücklichste von allen war Wilhelm, der Schulmeister. Er hatte sich halbwegs ein Herz gefaßt und gesucht, mit Frau Gritli zu sprechen; allein es mißlang ihm gänzlich, da sie sich nirgends bliden und nichts von sich hören ließ. Da schrieb er einen Brief an sie, in welchem er den Hergang mit seiner Briefftasche erzählte und sie um Aufschluß bat, wie er sich zu ihrem Besten zu verhalten habe? Weiter wagte er nichts mehr zu schreiben, als daß er alles tun wolle, was sie für gut erachte. Diesen Brief trug er mehrere Stunden weit auf die Post und erhielt darauf nur wenige Zeilen zur Antwort, des Inhalts: Er solle sich

ganz ruhig verhalten, bis er gerichtlich befragt würde; dann solle er sagen, was er wüßte, nicht mehr und nicht weniger, nämlich er habe auf ihren Wunsch die Antworten auf die ihm mitgeteilten Briefe geschrieben.

So sich selbst überlassen, von allerlei Gerüchten gequält und in voller Ungewißheit, was alles das zu bedeuten habe, getraute er sich nicht einmal mehr vor seine Türe hinaus, um sein Gärtchen zu besorgen, und der rüstige Briefsteller empfand nun eine nicht unverdiente Furcht vor allem, was in dem Hause des Nachbar Viggi lebte und webte.

Während so die beschuldigten Sündersleute sich niemals sahen, lebten Störkeler und die Rätter bald im vertrautesten Umgange. Sie besuchte täglich zweimal sein Haus und gab sich in der ganzen Stadt das Ansehen, als ob sie aus reiner Aufopferung den Mann aus den traurigsten Zuständen, wenigstens aus dem Größten, erretten müßte. Dabei schilderte sie, wo sie hinkam, die von Gritli hinterlassene Ordnung als die schlimmste, lehrte auch richtig in Viggis Hause das Unterste zu oberst, indem sie alle Möbel anders stellte, in allen Ecken Efeuranfen anbrachte, die schönen Vorhänge zerschnitt und wunderliche gezackte Fähnchen daraus machte. Unter dem Vorwande des Ordnungsschaffens leerte sie alle Schränke aus und wühlte besonders in Gritlis stattlicher Aussteuer herum, die noch im Hause war. Auch kommandierte sie die Küche; Viggi war erstaunt und erfreut, immer frisches Fleisch zu genießen und nie aufgewärmtes Gemüse zu sehen; denn Rätter aß in der Küche das kalte Fleisch mit großen Stücken Brot, und wenn nichts anderes da war, so tat sie die Fettscheiben von der Bratenbrühe auf das Brot. Ebenso aß sie halbe Schüsseln voll kalter Bohnen, Kohlrabi und Kartoffeln, und sechs große Töpfe, welche Gritli noch mit eingemachten Früchten gefüllt, hatte sie in weniger als vier Wochen ausgehöhlt, aber auch vollkommen. Nach diesen Taten setzte sie sich auf ein Stündchen zu Viggi, tröstete ihn, las mit ihm seine Arbeiten durch, schwärmte mit ihm und wußte ihn gegen seine Frau aufzustacheln, ohne den Anschein zu haben, und endlich packte sie noch sein neues Schriftstellerwerk ein, um es die Nacht durchzustudieren. Ueberdies schleppte sie lernbegierig von seinen Büchern nach Hause, was sie unter den Arm fassen konnte, las aber dort nur die kurzweiligsten Sachen daraus, wie Kinder, welche die Rosinen aus dem Kuchen klaben.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn die Schlichtungsversuche der Behörden keinen Erfolg hatten und der Endprozeß der Scheidung endlich heranrückte. Frau Gritli wurde nicht im mindesten geschont, indem eine ziemliche Anzahl Zeugen, deren Auffindung Rätter Ambach betrieben hatte, vernommen wurden. Auch Wilhelm wurde wiederholt verhört, aber alles dies ergab nichts, was die beiden Uebeltäter belästigen konnte. Nur ein Kind hatte mehrmals die Briefe in die Hede tun oder daraus nehmen sehen; aber dieser briefliche Verkehr wurde von Gritli und Wilhelm selbst eingestanden.

So erschien denn der große Gerichtstag und Viggi hielt eine strenge und berede Anklage. Er schilderte auf das anmutigste sein edles, geistiges Streben, wie er mit heiliger Mühe gesucht habe, seine Gattin an demselben teilnehmen zu lassen und jene Harmonie in der Gesinnung zu erringen,

ohne welche ein glückliches Ehebündnis unmöglich sei; wie sie aber erst durch eigensinniges Verharren in der Unwissenheit und Geistessträgheit ihm das Leben verbittert, dann durch schlaue Verstellung ihn getäuscht und endlich während seiner mühevollen Geschäftsreisen, die er sich durch einen innigen und gebildeten Briefwechsel mit der Gattin habe erleichtern und erheitern wollen, zum förmlichsten Treubruch geschritten sei und die empörendste Komödie mit dem vertrauensseligen Gatten getrieben habe! Er überlasse zu vertrauensvoll den Richtern, zu beurteilen, ob das fernere Zusammenleben mit einer solchen mit Geierfrallen bewaffneten Gans möglich sei.

Mit diesem schimpflichem Trumpf, den er sich nicht versagen konnte, schloß er seinen Vortrag. Ein allgemeines leises Gelächter erfolgte darauf; die gekränkte Frau verhüllte ihr Gesicht einige Augenblicke und weinte. Doch dann erhob sie sich und verteidigte sich mit einer Entrüstung und mit einer Beredsamkeit, welche ihren eiteln Mann so gleich in Erstaunen setzte und in die größte Beschämung.

Ob sie roh und unwissend sei, könne sie selbst nicht beurteilen, sagte sie, aber noch seien die Lehrer und die Geistlichen alle am Leben, welche sie erzogen, denn es sei noch nicht so lange her, daß sie ein Kind gewesen. Ihr Mann habe sie als ein einfaches Bürgermädchen geheiratet und sie ihn als einen Kaufmann und nicht als einen Gelehrten und Schönggeist. Nicht sie habe ihren Charakter geändert, sondern er, und bis dahin habe sie treulich und zufrieden mit ihm gelebt und er scheinbar mit ihr. Selbst als er seine neue Künste angefangen, wie jedermann bekannt sei, habe sie nicht mit den Leuten darüber gelacht, sondern als sie gesehen, daß es sich um den häuslichen Frieden handle, sei sie ehrlich beflissen gewesen, in seine Weise einzugehen, solange nur immer möglich, ungeachtet der peinlichen und wenig rühmlichen Lage, in welche sie dadurch geraten. Zuletzt aber habe er das Unmögliche von ihr verlangt, nämlich ihre Frauengefühle in einer geschraubten und unnatürlichen Sprache und in langen Briefen für die Oeffentlichkeit aufzuschreiben, und statt ihrem häuslichen Leben nachzugehen, die schöne Zeit mit einer ihr fremden und widerwärtigen, nutzlosen Tätigkeit zu verbringen. Nicht sie habe sich der Verstellung hingegeben, sondern gerade er, indem er, bei trockenen und durchaus nicht begeisterten Gewohnheiten, sich selbst und sie damit gezwungen habe, eine höchst lächerliche Komödie in Briefen zu spielen. Dennoch habe sie, von ihm geängstigt und in der Hoffnung, diese ganze Störung werde umso eher vorübergehen, ihn zufriedenzustellen gesucht, allerdings auf einem in der Not und Verwirrung falsch gewählten Wege, wie sie unverhohlen bekenne.

Jede Frau in Seldwyla wisse, daß der junge Lehrer Wilhelm ein ebenso verliebter als bescheidener, schüchtern und ehrbarer Mensch sei, mit welchem man zur Not einen unschuldigen Scherz ausführen könne, ohne in eine bedenkliche Stellung zu geraten. Umso eher habe sie geglaubt, eine harmlose List gebrauchen und ihm die Beantwortung der Briefe ihres Mannes aufgeben, ja förmlich bestellen zu können, wie man öfter schriftliche Arbeiten und namentlich auch Liebesbriefe durch Schullehrer anfertigen lasse; sie berufe sich hierin auf manch waderes Dienstmädchen. Nicht sie habe die zu beantwortenden Briefe verfaßt, sondern

Störteler, und hiermit sei wohl die Anklage der Untreue kurz abgeschnitten. Der Handel gehöre nach ihrer Meinung und nach ihren schwachen Begriffen vor ein literarisches Gericht und nicht vor ein Ehegericht. Dennoch habe sie sich dem letzteren unterzogen, weil das Geschehene ein unvermutetes Licht über den inneren Zustand dieser Ehe aufgesteckt habe. Sie empfinde keine Zuneigung mehr für Herrn Störteler, für sie Grund genug, da die Dinge einmal so weit gediehen, ebenfalls auf gänzlicher Trennung zu bestehen.

Obgleich das Gericht, da sich der Treubruch als ein bloßes äußerliches Fehlgriffen herausstellte, wenigstens für ein streng altväterisches Ehegericht, nun die Scheidung nicht hätte aussprechen müssen, so machte es den Herren und der ganzen Stadt zu viel Spaß, den armen Biggi seiner Schmuden und feinen Frau zu berauben und ihn mit der komischen Rätter zusammenrennen zu lassen, als daß sie die Scheidung nicht ausgesprochen hätten. Sie ward also erkannt auf Grund unvereinbarer Neigungen und Gewohnheiten, roher Mißhandlung von Seite des Mannes, wie Einsperrung in den Keller und rücksichtslose Austreibung auf die Straße, und leichtsinniger Fehlgriffe der Frau, wie der Briefverkehr mit dem Lehrer. Doch sollte die Frau als unbescholten und unverdächtig gelten, jeder Teil in seinem Vermögen bleiben und zu keinerlei Leistung verpflichtet sein, so daß Störteler das Vermögen Gritlis, das sie zugebracht, von Stund an herauszugeben oder sicherzustellen habe.

Biggi ging mehr niedergeschlagen als fröhlich nach Hause und wunderte sich selbst darüber, da er doch nun frei war von der bedrückenden Last einer geistesträgen und nichtsnutzigen Hausfrau. Allein es fehlte ihm nicht an Aufklärungen und Erläuterungen; denn schon unter der Tür des Gerichtshauses riefen ihm einige Herumsteher zu: „O du Erznarr! Du mußt Tinte gesoffen haben, daß du ein solches Weibchen kannst fahren lassen! Und das artige Vermögen, die runden Schultern, der treffliche Anstand! „Hast du gesehen,“ sagte einer zum andern, „wie auf allen Seiten glänzende Vöden unter ihrem Hute herunterrollten?“ „Ja!“ erwiderte der, „und hast du gesehen den allerliebsten Zorn, das sanfte Feuer, das noch in ihren lachenden Augen brannte? Wahrlich, wenn ich die hätte, ich machte sie alle Tage böß, nur um sie in ihrem Zorne dann abfließen zu können! Nun, Gott sei dank, die wird jetzt schon noch an einen Kenner geraten!“

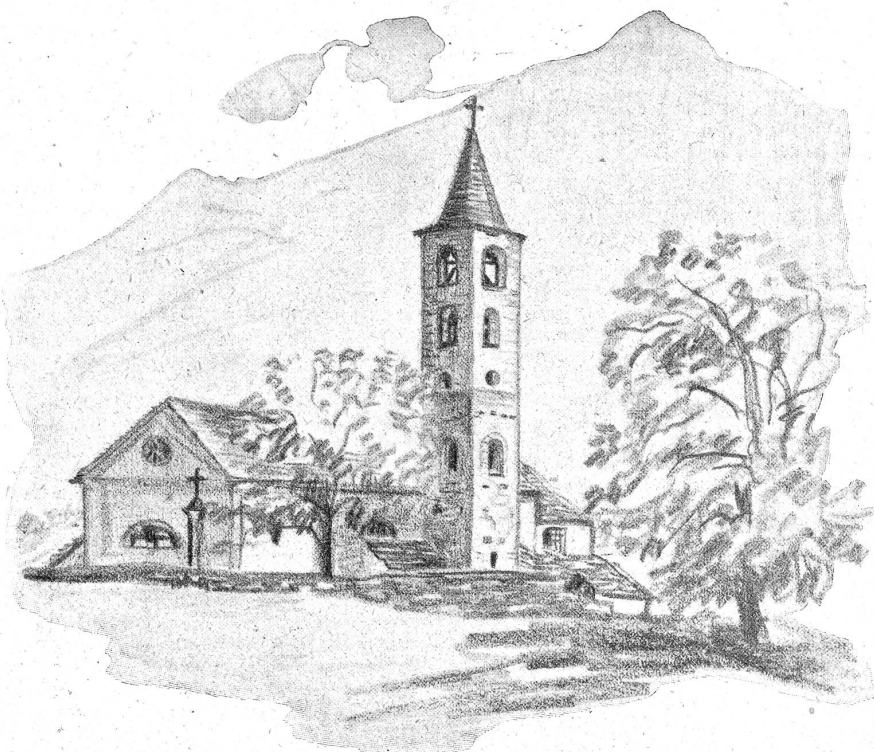
Auf dem Wege rief jemand: „Da, geht einer, der wirft Aprikosen aus dem Fenster und ißt Holzäpfel!“ — „Wohl bekomms ihm!“ antwortete es von der andern Seite. Ein Schuster rief: „Der gibt dem Quark eine Ohrfeig' und meint, er sei ein Fechtmeister!“ Und ein Knopfmacher: „Laßt ihn, er ißt halt ein Grübler, es gibt aber verschiedene Grübler, es gibt auch Mistgrübler.“ Der Kupferschmied endlich, der mit dem Berg in einer verzinsten Pfanne herumfuhr, setzte hinzu: „Er hat's wie der Teufel; ich muß mich verändern!“ sagte der, nahm eine Kohle unter den Schwanz und setzte sich auf ein Pulverfaß.“



C. Suter.

Der Stötenspieler.

Diese Reden tränkten und betrübten den Biggi über die Maßen; er trat recht mutlos in seine Stube und verfiel in große Traurigkeit. Allein bald zerstreuten sich diese Wolken vor der Sonne, die ihm aufging. Rätter Umbach trat herein in flottem Taffettleide, geschmückt mit einem dünnchaligen, brüchigen, goldenen Wehrchen, das seit fünfzehn Jahren nie aufgezogen war, weil es längst keine Feder mehr in sich barg. Sie warf das Tuch ab und setzte sich, seine Hand teilnehmend ergreifend, neben Biggi auf das Sofa; sie bestrich ihn völlig und das treffliche Paar wurde stracks einig, sich zu heiraten und das Musterbild einer Ehe im Geist und schöner Leidenschaft darzustellen. So hatte sich die lustige Rätter glücklich zur Braut gemacht; sie blieb gleich zum Essen da und sie trieben ein solches Rareffieren, daß die Magd, welche der früheren Frau anhing, sich schämte. Sie bespitzten sich leicht in Biggis bestem Weine und zogen am Nachmittage Arm in Arm durch die Straßen, bis sie endlich in Rätters Wohnung einmündeten, einige Bekannte zusammenriefen und die Verlobung feierten. Das Beste war, daß Rätters alte Mutter bei dieser Gelegenheit reichliches Essen und Trinken herbeischleppen sah und sich seit langen Jahren einmal sattessen konnte, denn sie hatte seit dreißig Jahren nur besorgt sein müssen, die heißhungrige Tochter zu füttern, und derselben mehr zusehen als selbst gegessen. Doch da Rätter endlich noch einen wohlhabenden Schwieger-



Chironico (Aus dem Skizzenbuch von E. Balmer.)

sohn ins Haus führte, dachte sie nun gern zu sterben, weil die Tochter, die nichts zu arbeiten wußte, nicht verlassen und hilflos in der Welt zurückblieb. So ist jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Von Löttschen nach dem Lago Maggiore.

Reisebriefe von Emil Balmer.

Ascona, im August 1920.

Caro amico!

Nun muß ich Dir noch den Schluß der Reise erzählen. Es ist nicht alles so gegangen, wie ich es mir vorgestellt. Es gab am folgenden Morgen einen regelrechten Dauerlauf nach Airola hinunter. Wir waren halt wieder einmal zu spät aufgestanden. Ich trabte immer vor und schaute zurück, ob Wale auch wirklich nachkomme. Seine Füße waren nämlich schon seit einigen Tagen nicht wie sie sein sollten. Dieser Schnellauf stellte sie auf die Probe und gab ihnen den Bogen. In Airola, wo wir nun doch eine Viertelstunde zu früh anlangten, erklärte mir Wale, es sei ihm zu seinem großen Bedauern unmöglich, noch weiter zu wandern. Ich begriff ihn gut, und so fügte es sich, daß ich ganz allein hinabzog in den schönen, sommerlichen Tessin. Bis Lavorgo führte mich der Frühzug, dann gings zu Fuß bergauf durch dunkelgrüne Kastanienhaine. Durch das schöne Laub schimmerten im tiefblauen Dunst die Berge des Vivimentals. Gärten in hochsommerlicher Blumenpracht kamen, Bergolen mit schweren reifenden Trauben luden zum Ausruhen ein und bald ragte der hohe Campanile von Chironico über die Baumkronen empor. Es hatte in der Nacht geregnet und jetzt war alles so frisch und klar — mir wars so wohl ums Herz, wieder in meinem Ticino umherstreifen zu können, und ich dachte an meine Kameraden, die sich doch so auf den Tessin gefreut hatten, und die nun nicht mitgenießen

konnten. In Chironico erkundigte ich mich wohlweislich, ob der Uebergang nach dem Verzascatal frei sei. Eine niedliche Ragazza führte mich im ganzen stattlichen Dorf herum; der Sindaco war aber nirgends zu finden. Da sagte mir ein freundlicher Herr, ich solle nur ruhig über den Berg, man werde mich schon durchlassen. Das sind vernünftige Ticinesi! Sie sind hier übrigens nicht so streng mit den Seuchenvorschriften wie andernorts. Auf dem Rufenen war gar kein Posten, sondern nur ein Kübel mit blaugrünem Wasser und dabei die mächtige Aufschrift: „Schue desinfezier!“ — Ein Contadino kommt des Wegs und füllt mir gütigst die Taschen mit saftigen Zwetschgen. Das Valle Chironico ist das schönste Tessiner Alpenttal, das ich bis jetzt gesehen. Tiefe Schluchten, hohe mächtige Wasserfälle geben ihm etwas wildromantisches, nordisches, und die Edelkastanien an den untern Hängen lassen den nahen Süden ahnen. Ich stieg immer höher und höher. Hunderte von Baumstämmen und Felsblöcken liegen über Lawinenschnee — dann kommen wieder grüne Alpweiden mit leuchtenden Blumen und selten schönen Schmetterlingen. — Aber der Fußweg verlor sich bei einem Wildbach — ich krabbelte hinauf, hinab — da sah ich plötzlich jähe Felsen ob mir und unter mir, ich hielt mich am Grase fest und probierte vorwärts zu kommen. Rings um mich tiefe Einsamkeit. Kein Mensch, den ich hätte fragen können. — Nur das tausendstimmige Summen der Insekten in der heißen Sommerluft. — Ich nahm zur Stärkung von Magen und Gemüt einen Schluck Kaffee, den mir die sorgsame Wirtin in Ossasco am Morgen eingepackt. — Durch Zufall geriet ich endlich wieder auf eine Art Weglein, das mich nun hinaufführte zu einem schönen dunkelgrünen Bergsee, der inmitten eines großen Felsen-Amphitheaters ruht. Der See ist ganz schön groß und wunderbar, er ist aber sehr bescheiden und nennt sich nur „Laghetto“. — Bis zur Bakhöhe kam ich über eine graue Steinwüste. Auf der andern Seite sah ich tief hinab ins Verzascatal. Nun war ich mitten in den hohen Tessinerbergen. Gegen den Campo Tencia machte sich ein Wetter parat. Heiß brannte die Sonne über die schwarzen Wolken. — Der Abstieg war sehr schwierig und nicht ungefährlich, und wenn die Gewitterwolken sich herabgelassen hätten, ich hätte schwerlich einen Weg gefunden. Aber das Reiseglück ist mir meistens hold und das Wetter verzog sich. Ich mußte zwar noch stundenlang schmalen Flußbändern nachschleichen, und manchmal versperrte mir eine hohe Felswand den Durchpaß. Eidechsen und sonstiges Getier raschelten im Gebüsch und krochen behende über die heißen Steine. — Hin und wieder verschnupperte ich für einige Minuten. Dann dachte ich über die Wunder der Schöpfung nach. Und es dünkte mich, es sei nichts vergebens erschaffen worden auf dieser Welt. Denn wollte ich verdursten, so rauschte bald ein klares Bächlein über die Felsen und erlabte meine durstige Kehle, und plagte mich der Hunger, winkten sicher beim nächsten Rand süße Himbeeren und erfrischten mich. — Und am Ende ließ sich auch ein Weglein finden, das mich talwärts führte. Jetzt bemerkte ich auch die ersten Vebewesen des Tales. Es war ein Rudel Geißen, der fröhlich zwischen den Felsblöcken weidete. Ich lockte sie heran und gab ihnen ein wenig Salz. „Und siehe, die ich